



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 14.

Wiesbaden, den 1. Januar 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Mein Kahn so klein, dein Meer so groß,“ von A. Brausewetter. — „Ein Fremdwörter-Trauerspiel,“ von S. Mehring. — „Ein glückliches neues Jahr,“ von S. v. Adelung. — „Die türkische Frau,“ von Dr. M. Saadi Bey. — „Eine Reise um die Welt zur Kriegszeit,“ von E. Engelhardt (5. Fortsetzung). — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Ede.“

Zum Geleit.

Vollkommenes Gleichgewicht ist undenkbar. Es wäre schließlich auch ebenso wenig zu wünschen, wie jeder andere Stillstand. Stillstehen, Stagnation ist eine tatsächliche Negierung des Seins, das in Bewegung besteht. Was sich nicht bewegt, ist tot — nein: es ist nicht. Und das ist noch weniger, als tot. Muttatust.

Mein Kahn so klein, dein Meer so groß.

Eine Neujahrsbetrachtung von Artur Brausewetter.

In einem Stranddorf an der Ostsee, so erzählt man, beten die Fischer jedesmal bei der Ausfahrt: „Gott, bewahre mich! Mein Kahn ist so klein und dein Meer so groß!“

Von einem Kriegsjahr ins andere hinüber, immer näher der ernsten Ewigkeit, leicht wird uns solch ein Uebergang nicht. Was wird das kommende Jahr uns bringen? Den heißersehnten Frieden? Die Rückkehr der geliebten Unseren? Deutschlands neu hergestellte Macht und geförderte Größe? Oder wird es ein Jahr neuer Kämpfe, schwerer Entbehrungen, brennender Wunden werden? Es zaudert der Fuß, es bebt das Herz. „Mein Kahn so klein, dein Meer so groß!“

Schweigend liegt es vor uns, starr und rätselhaft, das weite Meer der Ewigkeit. Wird es unseren Kahn tragen durch Sturm und Wogen? Wird es ihn zerschellen lassen oder hinunterziehen in die geheimnisvolle Tiefe? Tapfer sein, das ist alles! Je schwerer und ernster die Zeit, um so gefasster und ruhiger wollen wir ihr ins Antlitz blicken, wollen nicht zagen und bange werden, sondern starken Herzens, frommen Vertrauens in das neue Jahr hinübergehen und nur Eins wünschen und ersehnen; daß es uns ein Jahr des Heils und der inneren Läuterung werde. „Stub spezie aeternitatis“ wollen wir das kommende Jahr betrachten: unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. „Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag.“

Es kommt keiner herum um die große Ewigkeitsfrage. Sie sitzt zu tief, und sie brennt zu heiß. Die Tage, die wir wie ein Geschwätz zubrachten, sind unter den Wehen dieses Krieges gestorben. Die Tage von Ewigkeitswert und Ewigkeitsverantwortung sind gekommen. „Mein Kahn so klein, dein Meer so groß!“ Das ist die rechte Lösung für das neue Jahr! Was es uns auch bringen mag, unter den

Gesichtspunkt der Ewigkeit wollen wir es stellen. Alles unter diesem Gesichtspunkt zu sehen, alles unter ihm zu leiden, alles unter ihm zu tun, das sei uns Neujahrswunsch, Neujahrsvorsatz! Die Zeit, in der wir leben, nicht nach ihrem oberflächlichen Schein, sondern in ihrem eigentlichen Sein und Wesen zu erfassen, ist das Streben des Weisen. Denn nur solche Erkenntnis gibt die rechte Ruhe, den seelischen Gleichmut, der von der Notwendigkeit und Heilsamkeit allen Geschehens überzeugt, sich weder durch Ereignisse, noch durch Menschen erschüttern läßt. Wir lassen uns nicht bange machen, wir blicken nüchtern wägenden Blicks auf das, was von unseren tapferen Scharen geleistet ist und wissen: Da oben sitzt einer im Regimente, der die gerechte Sache gar nicht im Stiche lassen kann, weil Gerechtigkeit seines Wesens eigentliches Merkmal ist.

Große Ereignisse stehen für das neue Jahr bevor, und wir haben Grund, ihnen voll frohen Hoffens entgegenzusehen. Joffres gewaltige Offensive, auf die die Franzosen alles stellten, ist zusammengebrochen, Serbien vernichtet, die Verbindung mit der Türkei dadurch hergestellt. Einen „Markstein in der Geschichte des Krieges“ hat der Reichskanzler in seiner Rede vom 9. Dezember den offenen Weg nach dem Orient genannt. Im Osten halten sich unsere Truppen, unbeirrt durch verzweifelte Angriffe der Russen, fest in ihren Stellungen und dringen vereint mit den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen weiter in russisches Gebiet vor. Die feindlichen Mächtschaften, außer Italien noch andere neutrale Staaten an die Seite des Vierverbandes zu ziehen, sind gescheitert, und auf dem Balkan haben die Ententemächte nur politische und militärische Niederlagen erlitten. Auch wirtschaftlich können wir mit der Ueberzeugung in das neue Jahr hinübergehen, daß Deutschland bei einiger Weisheit und Mäßigkeit gut durchhalten wird.

Das ist die Summe, die wir aus dem vergangenen Jahr ziehen, und mit der wir das neue betreten. Gewiß, es sind Einzelereignisse, aber solche, die sich zu Ewigkeitsdokumenten verdichten, wie diese ganze Zeit und dieser schwere Krieg nur unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit gewertet werden können, und durch Erfahrung und Erlebnis immer deutlicher zeigen, wie kräftig die Wahrheit und wie zuverlässig die Gerechtigkeit Gottes ist. Mein Kahn so klein — dein Meer so groß! Dennoch geht das von allen Seiten von Feinden bedrängte Deutschland voll unerschütterlichen Vertrauens in das neue Kriegsjahr hinüber.

Aber nicht nur unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit schauen, sondern auch unter ihm leiden, heißt es für das neue Jahr. „Kein Landerwerb, keine Millionen können die Trauer der Familien aufwiegen“, hat Moltke gesagt. Alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, die uns sonst das Leben schwer gemacht, sind in den Hintergrund getreten vor der ehernen Wucht des Leids, das jetzt die besten Herzen und Häuser unseres Vaterlands getroffen. Aber das Leid macht nicht nur still und stark, sondern auch sehend. „Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln,“ hat einmal Konfucius geurteilt: „erstens durch Nachdenken, das ist der edelste, zweitens durch Nachahmen, das ist der leichteste, und drittens durch Erfahrung, das ist der bitterste.“

Wir werden aus dem Leid lernen, wenn wir, was uns trifft, unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit stellen. Dann werden wir die Prüfung gefasster auf uns nehmen, werden erkennen, daß unsere vergänglichen Freuden und Leiden im Vergleich zur Ewigkeit gering und gleichgültig sind, werden unsere Zuflucht aus einer Welt des Leidens und Verlierens zu einer anderen nehmen, die unserem höchsten Selbst mehr entspricht als diese kampferfüllte Gegenwart.

„Mein Kahn so klein, dein Meer so groß.“ „Das menschliche Herz“, schreibt Luther, „ist wie ein Schiff auf wildem Meere, welches die Sturmwinde von vier Oertern der Welt treiben. Hier stößt her Furcht und Sorge vor künftigen Unfall, dort fährt Gramen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel — solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden und das Herz öffnen und den Grund herauschütten.“ Und auch Bismarck hat das Leid der Welt an der Ewigkeit gemessen: „Wie Gott will, es ist ja doch alles nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwagen, und das Meer bleibt.“

„Mein Kahn so klein — dein Meer so groß!“ Dennoch gehen wir mit dem unerschütterlichen Vertrauen in die Kämpfe und Leiden des neuen Jahres hinein, daß ein göltiger Vaterwille sie zu unserem Besten wenden, uns geläuterter und stärker zu wichtigen, heiligen Aufgaben aus ihnen hervorgehen lassen wird.

Denn auch unser Handeln sollen wir unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit stellen, nie vergessend, daß wir nicht auf dieser Welt sind, um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun.

Man hört öfter, daß unter der Länge der Zeit die Begeisterung bei denen da draußen verfliegen sei. Dann ist eines um so stärker geworden: das unerschütterliche Pflichtbewußtsein, das Gefühl der Verantwortung. Ueberall, sei es an der West- oder Ostfront, habe ich gefunden, daß die da draußen ihr Tun und die ganze Zeit, an deren Größe mitzuarbeiten sie berufen sind, für die sie jedes Opfer zu bringen bereit sind, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachten. Vollends unsere Führer sind von ihrem Atem umgeben. Bei Hindenburg hatte ich den sicheren Eindruck, daß er sich als ein Werkzeug dieser ersten Ewigkeit betrachtete.

Und wie die Großen, so auch die einfachen Soldaten. Treffend hat der Reichstanzler hervorgehoben, daß wir gar nicht genug tun können, die Dankeschuld des Vaterlandes gegen unsere tapferen Krieger abzutragen, die trotz unerhörten Trommelfeuers, trotz vielfacher Ueberlegenheit mit ihren Leibern dem Feind einen Wall entgegengesetzt haben, den er nicht hat durchbrechen können.

Wir wollen diese Dankeschuld abzutragen suchen, indem auch wir im kommenden Jahre als Kämpfer voller Ernst und Ewigkeitsverantwortung uns fühlen und betätigen, ein jeder auf dem Posten, auf den er gestellt ist. „Mein Kahn so klein — dein Meer so groß!“ Wir wollen nicht zagen, sondern handeln!



Ein Fremdwörter-Trauerspiel ohne Moral

von Sigmar Mehring t.

Herr Gasthof: Bitte ziehen Sie sich endlich zurück. Sie werden hier lästia.

Monsieur Hôtel: Pardon! Aus welchem Grunde? Ich bin hier seit hundert Jahren eingebürgert. Jeder Deutsche kennt mich. Allerdings auch jeder Angehörige einer Kultur-nation.

Gasthof: Was wollen Sie damit sagen? Gehöre ich keiner Kultur-nation an?

Hôtel: Oh bien! Damals, als ich mich hier noch nicht angesiedelt hatte, galt Deutschland ganz gewiß nicht als Kultur-nation!

Gasthof: Unverschämtheit!

Hôtel: Voila! Lassen Sie mich aber den Satz zu Ende führen: ich meine, weil es damals noch kein Deutschland gab, nur einige Duzend Staaten, in denen das Volk deutsch redete, der Gebildete aber bis zum Fürsten hinauf französisch. Das ist der Grund meiner Sympathie für Ihr Land. Man schätzte alles, was französisch war, und nichts als das. Darum ließ ich mich hier nieder.

Gasthof: Gott sei's geklagt. Man hätte Sie recht gut entbehren können, und jetzt erst sieht man's ein, wie entbehrlich Sie uns wirklich sind.

Hôtel: Ça dépend. Sie wollen sich doch nicht von aller Kulturwelt abschließen?

Gasthof: Der Denker hofe Ihre verfluchte Kultur! Gesindel ohne Herkunft!

Hôtel: Ah, ah, ah! Nicht so hitzig, mein Herr! Ich stamme aus dem Zentrum der Welt — aus Paris, mein Herr! Meine Ahnen sind die Paläste der Aristokratie des sechzehnten Jahrhunderts. Das Rathhaus in Paris heißt Hôtel de ville. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschlossen sich meine Vorfahren, sich auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, — natürlich nur der vornehmsten Gesellschaft. Das haben wir Hôtels immer so gehalten, auch im Ausland. Aber Sie, mein Herr — nun, Sie wissen ja selbst, was Ihre Familie bei den eigenen Landsleuten gilt.

Gasthof: Leider! Wegen der ewigen Nachäffung und Französelei zieht man uns Freunde Ihres Schlages vor. Daß Sie, Windbeutel, über meine Herkunft nicht besser Bescheid wissen, veraroe ich Ihnen kaum. Wie soll so ein oberflächlicher Franzose ahnen, woher ich komme. Lange, ehe man von Ihnen in der Welt was wußte, standen die Meinigen in hohem Ansehen. Im ersten Jahrhundert waren es meine Vorfahren, die als Hof die Edelsten des Volkes zu ihren Beratungen versammelten. Mein Ahnherr, der Hof, war schon früher etwas Erlesenes. Ja, man rühmt ihm sogar klassische Herkunft nach — man sagt, das Geschlecht stamme aus dem alten Griechenland, und sei dem Worte verwandt mit Garten. Das Schöne, Liebliche haftet auch dem deutschen Hof an, das ganze Mittelalter durch. Und es war den Fürsten und Kaisern nicht zu gering, ihre Residenz Hof zu nennen. Seither hielten alle deutschen Fürsten Hof, und nur die Vornehmsten des Landes galten als hoffähig. Und vom deutschen Hof her lernte der Deutsche höflich sein.

Hôtel: Höflich? Ja, hat er's wirklich gelernt? Das ist mir neu!

Gasthof: Höflich! Schreiben Sie sich's hinter die Ohren! Zum Donnerwetter — höflich! Gegen überhebliche Eindringlinge freilich nicht.

Hôtel: En effet! Aber warum haben sich die Nachkommen dieser alanzenden Abnenschaft so — so vulgär gemacht? Ich habe mich, wie Sie, dem Allgemeindienst gewidmet. Ich blieb aber stets apart! Vornehm, Aristokratisch! Meiner Abstammung treu!

Gasthof: Ihrer Abstammung? Daß ich nicht lache! Wissen Sie denn, was Ihre Landsleute waren, Monsieur Hôtel? Die kommen auch von klassischem Boden, Landsleute

Cicero! Aber was für welche! Hôtel stammt von Hostis, Feind. Nicht bloß etwa Landesfeind, sondern Feind an sich, Feind der Familie, was wir so auf deutsch: Gemeiner Kerl! nennen. Das ist Ihre Cippichast!

Hôtel: Tant mieux! Man hat sich eben hinaufgeschwungen — Emporenplanzt — wie Ihr Landsmann Nietzsche das den Deutschen empfiehlt. Aber Sie, mon cher, sind ja zurückgegangen, Herr Gasthof — das klingt so, wie wenn jemand „Herr Hausknecht“ sagt.

Gasthof: Flügelmaul! Haben wir nicht in Berlin einen vornehmen „Reichs-Dof“, einen ganz vornehmen „Kaiserhof“, „Fürstenhof“, „Habsburger Dof“, alle ersten Ranges! Der Dof kommt wieder zu Ehren. Die Deutschen singen nicht bloß mit den Kanonen, sondern auch mit ihrer Manaschönen Sprache. Euch, Fremdlinge, werden sie sich schon vom Halle schaffen. Was gelten Sie denn jetzt bereits, Monsieur Hôtel? Gar nichts! Sie müssen sich ja schon durch ein künstliches Gestell erhöhen. Hôtel — was sagt das? Es muß schon ein Grand-Hôtel sein, wenn es Eindruck machen soll.

Hôtel: Nur das Hôtel können Sie nicht entbehren. Wie wäre es auch möglich, wenn Sie Wert darauf legen, nach dem Kriege die Angehörigen aller Kulturnationen. —

Gasthof: Kreuzschickschwerenot! Für uns gibt es nur noch ein Kulturvolk in der Welt, das deutsche! Merken Sie sich das!

Hôtel: Schon gut! Wie soll ein Fremder sich zurechtfinden, wenn er kein Hôtel hier findet? Deshalb war auch der Beschluß des Sprachauschusses sehr vernünftig, meine Stellung „aus Rücksicht auf den Fremdenverkehr“ nicht anzufechten.

Gasthof: Mir steigt die Ehem zu Gesicht. Rücksicht auf den Fremdenverkehr? Also der Russe muß Französisch können, wenn er nach Paris kommt, der Indier Englisch, wenn er nach London will, aber wer Berlin besucht, braucht nicht Deutsch zu verstehen. Das soll die Frucht des großen Weltkrieges sein!

Hôtel: Ains! Soit-il! Frankreich ist unbeflegbar.

Gasthof: Nehmen Sie wenigstens Ihren Circonflex ab, Sie — Sie — Franjose Sie! (Er ballt die Faust in der Tasche.)



Ein glückliches neues Jahr.

Erzählung von Sophie v. Adelong.

Der Schnee fällt in einzelnen großen Flocken herab, lustig wirbeln sie durcheinander. Aus allen Fenstern strahlt Lichterschein, fast wie an Weihnachten; noch sind die Straßen voll vergnügter, drängender Menschen: hie und da ruft einer dem andern etwas zu — ein jedes eilt, so schnell es kann, um daheim, im Kreise der Seinen, oder doch mit Freunden, lieben Bekannten, das neue Jahr anzutreten, denn es ist — Silvesterabend.

Auch der junge Mann, welcher mit großen Schritten aus der Vorstadt dem belebteren Stadtteil zuschreitet, hat augenscheinlich angenehme Stunden vor sich; er hüllt sich behaglich fester in seinen Pelz, mustert vergnüglich die Vorübergehenden und zündet sich eine Zigarre an. Eigentlich brauchte er heute den großen Fuchspelz gar nicht, die Nacht ist mild trotz der tanzenden Schneeflocken, und sein junges Blut kreist ihm leicht und warm durch die Adern. Allein der Pelz ist warm und leicht und neu dazu. Es gibt im Leben Elend und Kummer und Sorge gerade genug, warum sollte man sich's nicht auch einmal so recht gemütlich machen, zumal in der Silvesternacht?

„Heute werden sie mich doch einmal in Ruhe lassen,“ denkt der junge Arzt. „Wem wird es auch einfallen, gerade heute krank zu werden! Da sind alle viel zu sehr mit Gedanken an die Zukunft und an die Verangeneheit beschäftigt, ein jedes hofft für sich, für andere. . . Und sie haben mich in den letzten Wochen genügend in Anspruch genommen. Es war ja auch eine Zeit, Diphtheritis mit Scharlach bei den Kindern, Diphtheritis ohne Scharlach aber und derselben Gefahr bei Erwachsenen. Das ist jetzt gottlob vorüber. Laß mal sehen, was wir noch haben: da ist der alte Rat, sein Asthma war gestern bedeutend besser; die alte Seebold — arme Seele! — wird viel von ihren Gichtschmerzen geplagt werden, bis sie — auf immer Ruhe

findet, augenblicklich ist jedoch keine Verschlimmerung zu befürchten. Beim Bankier ist die junge Frau wieder auf den Beinen und meine übrigen Patienten sind zum Teil Leichtfranke. Nein, Hermann, du kannst einmal nach laoaes Zeit einem behaglich-frohen Stündchen entgegensehen — vorausgesetzt, daß es nicht etwa der alten Schnupf einfällt, gerade heute eine ihrer mysteriös-wunderbaren Krankheiten zu erfinden. Hahah!“ und er mußte bei der Erinnerung daran stehenbleiben vor Lachen, „weshalb hat sie mich doch kürzlich einmal holen lassen? Ach, ja, fällt es mir ein. . . Sie hatte so lebhaft von einem Seesturm geträumt, daß ihr den ganzen Tag seekrank zu Mute war, und sie das schaukelnde Gefühl nicht loswerden konnte, weshalb sie auch ihren Amerikaner-Schaukelstuhl nicht mehr anschauen könne. Die arme Seele, im Grunde tut sie mir leid, sie lebt so ganz allein seit dem Tode des Mannes, und das will was heißen. . . Kein Wunder, daß sie Muden hat. Es ist für einen Mann schon schwer genug, allein zu sein, und nun vollends für eine Frau, die Mann und Kinder gehabt hat. . . Das Schlimmste ist, wenn man heimkommt: niemand tritt einem entgegen, niemand reicht einem die Hand zum freundlichen Gruße oder sagt: Wie müde du aussiehst — hast wohl viele Gänge gemacht? Setze dich her, während ich nach dem Essen schaue. . . und abends, wenn alles ringsumher still geworden, säße man wohl ein Stündchen beisammen und teilte sich mit, was des Tages Lauf gebracht — oder man schwiege auch und sähe einander von den Augen ab, wie einem zumute ist. . . Ja, solange meine Mutter lebte, da war das alles ganz anders. Aber seit sie tot ist. . .“

Der junge Mann wickelte sich noch fester in seinen Pelz — das Thermometer mußte wohl plötzlich gefallen sein — es fror ihn, die Sterne schienen kalt und fern auf ihn herab.

„Das ist recht, Herr Doktor, daß Sie da sind,“ redete ihn seine dicke Wirtin an, als er seine Wohnung erreicht hatte. „Hier sind verschiedene Pakete abgegeben — ich habe alles auf den großen Tisch gestellt. Du liebe Zeit! Sechs Flaschen Wein! Das muß ja ein großartiges Gelage geben. Und eine Flasche Champagner scheint mir auch dabei zu sein!“

„Das soll es auch, wenn Sie mir dabei behilflich sein wollen, liebe Frau Schwarz. Können Sie mir für diesen Abend Ihre große Suppenterrine leihen?“

„Gewiß, Herr Doktor, gewiß. Ja, was haben Sie denn vor?“ „Am Ende gar ein Punschchen?“

„Nein, Frau Schwarz, ein „Bowlschen“, etwas viel Besseres und Gesünderes. In meinem Elternhause durfte nie ein Punsch auf den Tisch kommen, aber die Bowle fehlte am Neujahr nie. So ist es auch auf mich übergegangen — ich mag keinen Punsch.“

So sagend, wickelte der junge Mann ein halb Duzend Orangen aus ihren Papierhüllen und prüfte die Etiketten der Flaschen.

„Also eine Orangenbowle soll es werden, Herr Doktor — auch nicht übel.“

Die Schlüssel wurde gebracht. Frau Schwarz gab den nötigen Zucker aus ihrer Vorratskammer, es wurde gemessen, gemischt und geprüft. Endlich erklärte sich der Doktor für vollkommen befriedigt, die Bowle wurde zugegedekt und der Tisch abgeräumt. Eine Viertelstunde später sah eine lustige, kleine Gesellschaft in der Zimmerecke, wo das große Sofa stand. Die Champagnerflasche war entkorkt, die Bowle perlte in den Gläsern. „Stoß an, alter Kamerad!“ rief einer der Gäste, ein kleiner, magerer, schwarzhaariger Jurist.

„Du bist doch in Teufelskerl, Hermann,“ meinte ein zweiter, sich behaglich ausstreckend, „praktizierst erst seit zwei Jahren, und hast die besten Familien in der Stadt zu Patienten; du könntest eine Frau und zehn Kinder ernähren!“

„Eine Frau ist teurer, als zehn Kinder,“ meinte ein dritter, „wer heutzutage eine Frau ernähren kann, dem kommt es auf ein Duzend Kinder mehr oder weniger gar nicht mehr an.“

„Ja, warum heiratest du denn eigentlich gar nicht?“ fragte der Schwarzgünger. „Karl hat recht: du bist ein glücklicher Mensch — deine Zukunft ist gemacht.“

„Ja, warum heiratest du nicht?“ drangen sie alle auf ihn ein.

Der junge Mann lachte. Er hob das Glas an seinen Mund und tat daraus einen langen, übermütigen Zug statt aller Antwort. Aber es kam doch etwas wie ein warmer Schein in seine Augen dabei, obschon er etwas wegwerfend sagte: „Warum? Wahrscheinlich, weil ich — nicht mag!“

„Oho!“ erscholl es im Kreise, und der Schwarzgünger nahm wieder das Wort: „Sag lieber, weil ich die rechte, die für mich, Hermann Eschenbach, Dr. med., gut genug wäre, noch nicht gefunden habel. Das kennen wir, lieber Freund! Du bist nicht leicht zu befriedigen.“

Hermann lachte gutmütig: „Kann sein,“ sagte er leicht hin.

„Das ist aber wahr,“ rief ein hochaufgeschossener, blonder junger Mann. „Ein Glückskind bist du. So ein Erfolg! Und von deiner medizinischen Schrift habe ich auch schon reden hören. Ich selber habe sie zwar nicht gelesen — so etwas kannst du mir nicht zumuten — aber sie soll wirklich sehr gut sein. Ich gratuliere dir, alter Freund, ich gratuliere dir!“

„Und ich auch!“

„Ich auch!“

Lustig erklingen die Gläser, fröhlich schallen die jungen Stimmen.

„Du, gib die Karten her,“ sagte der Blonde, „in der Silvesternacht wurde bei uns daheim immer ein Spielchen gemacht.“

Bald ist das Spiel in vollem Gange. Es ist wirklich sehr behaglich und gemüthlich hier in dem wohllichen Raum.

„Horch!“ sagte der junge Doktor plötzlich. „Es schellt an der Hausthüre.“

„Eine Uhr hat geschlagen,“ meinte einer der Freunde.

„Nein,“ sagte der junge Arzt, „das Läuten kenne ich zu gut — da erkönt es schon wieder.“

Er öffnet das Fenster und ruft in die Nacht hinaus: „Wer ist da?“ und die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. „Wohnt hier der Doktor Eschenbach?“

„Jawohl, ich bin es — was gibt es?“

„Sie möchten so gut sein und gleich zu der Frau Schnupf kommen.“

Eine kleine Pause.

„Ist sie schon wieder krank?“ und in des jungen Arztes Stimme liegt eine spöttische Ungläubigkeit.

„Sie ist sehr krank, Herr Doktor, bitte, kommen Sie so schnell, wie möglich.“

Die davonrollenden Schritte gestatteten keine weitere Frage. Hermann Eschenbach wendet sich den Freunden zu, nachdem er das Fenster geschlossen. „Dacht' ich's doch!“ sagte er inarminig. „Aber, freilich, an die Möglichkeit habe ich selber nicht geglaubt.“

„Ist das dieselbe alte Schachtel, die dich schon mehrmals geprellt hat?“

„Du gehst doch nicht?“

„Hermann, es ist an dir, auszuteilen.“

„Sehe dich, alter Junge.“

Aber der junge Mann steht immer noch unbeweglich da.

„Ich hoffte, das Läuten sei ein Gassenbubenstreich“, sagte er endlich, gezwungen lachend. „Lebt wohl, ich bin im Augenblick wieder da.“

„Du gehst doch nicht.“

Aber er war schon gegangen. Sie hörten ihn drängen mit der Wirtin sprechen, dann steckte er noch einmal den Kopf durch die Thüre.

„Ich bin gleich wieder da, — hört ihr? Heute darf sie mich nicht länger als fünf Minuten aufhalten, das verspreche ich euch. Und sollte ich doch aufgehalten werden.“

„So trinken wir die Bowle auf deine Gesundheit aus“, lachte ihm der Schwarze nach.

Es war einstweilen draußen wirklich bedeutend kälter geworden. Das Schneien hatte aufgehört, die Tritte der einzelnen nächtlichen Fußgänger klangen hart auf dem gefrorenen Pflaster.

Der Doktor ärgerte sich über sich selber, daß er dem Ruf so willenlos gefolgt war, daß er den traulichen Freundeskreis, die warme Stube so übereilt verlassen; einmal war er auf dem Punkte, wieder umzukehren . . . allein, er ging doch vorwärts und schellte kurze Zeit darauf an der Glocke der Frau Schnupf.

Das kleine Dienstmädchen öffnete ihm; das Gesicht war verstört.

„Ach, Herr Doktor, das ist recht, daß Sie kommen,“ sagte sie, „es will mit der Frau gar nicht besser werden — wir wissen nicht was tun . . . bitte, treten Sie ein.“

Er ging durch die Thüre, welche sie ihm öffnete, in das Schlafzimmer. Als ihm keine klagende, schrille Stimme entgegenkante, stützte er. „Sollte es diesmal wahrhaftig Ernst sein?“ dachte er und trat näher, um beim matten Schein der beschatteten Lampe die Gesichtszüge der Kranken besser sehen zu können. Da erhob sich etwas zu Seiten des Bettes, eine leichte Frauengestalt trat geräuschlos vor und eine leise Stimme sagte: „Ich fürchte, meine Tante ist recht krank, Herr Doktor. Sie legte sich heute nachmittag mit einem heftigen Schüttelfrost und jetzt redet sie im Fieber.“ Als er erstaunt und fragend die fremde Erscheinung anstarrte, welche er noch niemals in diesem Hause gewahrt, sagte sie, wie zur Erklärung: „Ich bin ihres Bruders Kind und seit kurzem wieder in der Heimat: seit gestern bin ich zu Besuch bei meiner Tante.“

Dann wandte sie leise die Lampe um, damit ihr Schein auf die Kranke falle, rückte ihren Stuhl geräuschlos beiseite, um den Arzt durchzulassen und blieb in einiger Entfernung stehen, während Hermann dicht an das Krankenlager trat. Die Untersuchung währte nicht lange: dann schritt er wieder auf das junge Mädchen zu. „Ich fürchte, es wird der Typhus,“ sagte er sehr ernst. „Die Kranke hat hohes Fieber — und — ist nicht völlig bei sich.“

„Das weiß ich,“ nickte das junge Mädchen.

„Sie wird vielleicht lange krank sein und der Pflege bedürfen; ich werde, wenn möglich, sogleich für eine geeignete Wärterin Sorge tragen. Ihnen rate ich, in Ihrem Zimmer zu bleiben und mit dem nächsten Zuge wieder heimzureisen.“

Sie schüttelte statt aller Antwort den Kopf und setzte sich auf den Stuhl am Fußende des Bettes.

Er sah sie erstaunt an. „Typhus ist ansteckend,“ sagte er und wiederholte nochmals: „Sie sollten so bald als möglich wieder heimreisen.“

„Ich habe kein Heim, Herr Doktor! Meine Eltern sind gestorben. Meiner Tante Haus sollte fortan mein Heim sein.“

Zum erstenmal klang ein Zittern durch ihre Worte, zum ersten Male bemerkte er ihre schwarze Trauerkleidung.

„Und haben Sie niemand, keinen Menschen in der Welt außer der Kranken da?“

„Niemand.“

„Und Sie wollen bleiben?“

„Ja, ich verstehe mich auf Krankenpflege.“

Kurz und leise waren die Sätze in der stillen Krankenstube gesprochen worden.

Nun gut, dann hören Sie: vorerst bleibe ich einige Zeit hier, um die Kranke zu beobachten und Ihnen alle Verhaltungsmaßregeln zu geben. Morgen im Laufe des Tages, wird es sich wohl entscheiden, was für einen Charakter die Krankheit annimmt und ob eine zweite Pflegerin nötig ist.“

Er erklärte ihr in kurzen Worten die Behandlungsweise, welche er vorläufig für die richtige hielt, und dann nahmen sie beide am Fußende des Bettes einander gegenüber Platz.

Es war ein sonderbares Beieinanderstehen in stiller Nacht. Keines wußte etwas von dem andern, keines hatte das andere jemals zuvor gesehen, und zwischen ihnen die Kranke mit fiebergerötetem Gesicht, welche sich unruhig hin- und herwandte.

Das junge Mädchen sah still, gesenkten Kopfes, die Hände im Schoß zusammengefaltet, und jetzt konnte Hermann zum ersten Male ihre Züge betrachten, das schmale, feine Gesicht mit den blauen Adern an den Schläfen, die

weißen Lidern, den festgeschlossenen Mund mit den roten Kinderlippen. Zuweilen schien es schmerzlich über das Gesicht zu zucken, einmal hing ein Tränlein an den dunklen Wimpern . . . aber es fiel nicht herab, und bald darauf sah sie mit einem Lächeln zu ihm auf:

„Ach!“ sagte sie, „ich hatte ja ganz vergessen; man hat Sie sicher aus froher Gesellschaft, von einer guten Flasche Wein weggerufen — oder aus dem warmen Bett — hinaus in die kalte Nacht. Entschuldigen Sie, ich bitte.“

Sie stand auf und brachte aus dem Nebenzimmer eine Flasche Wein und ein Glas, welche sie neben dem Doktor auf ein Tischchen stellte.

Er wollte ihr abwehren, aber eine jede ihrer Bewegungen hatte etwas so Bestimmtes, Ruhiges und Weibliches zugleich, daß er ihr mit Wohlbehagen und Spannung zusehen mußte.

„Ich trinke nie Wein.“

Es entstand wieder eine Pause. Endlich sagte das Mädchen: „Es ist sehr artig von Ihnen, so lange bei meiner Tante zu bleiben. Sie kennen sie wohl sehr gut?“

„Ich tue es gern,“ war die kurze Antwort, „und ich halte es für notwendig. Gegen Morgen werde ich wohl beruhigt gehen können, denke ich.“

„Ist Gefahr vorhanden?“

„Augenblicklich noch nicht, doch könnte sie nach meinem Dasturhalten eintreten.“

Sie sah gedankenvoll vor sich nieder. Die Krankheit der Tante konnte ihr nicht sehr nahegehen, denn sie hatte eben selbst gesagt, daß sie dieselbe erst seit gestern keime: aber hatte sie nicht auch gesagt, daß diese die einzige Verwandte sei, die ihr noch bleibe? Sie war also verlassen, hilflos, eine Waise.

Hermann sah sie teilnehmend an: wie jung sie war, zart und blaß! Und doch schien aus diesem Wesen etwas von starker Willenskraft zu sprechen. Wieder wurde es sehr still im Gemache. Die Kranke lag, kurz atmend, in leichtem Schlummer.

„Es ist mir so beruhigend, daß Sie da sind, und — und — noch ein wenig bleiben können, Herr Doktor,“ sagte das junge Mädchen einmal; „ich bin sonst nicht eben furchtsam, aber hier in diesem fremden Hause —“ sie vollendete ihren Satz nicht, doch der Blick sagte, wie allein sie sich gefühlt hatte.

„Warum haben Sie nicht früher nach mir geschickt?“ fragte er teilnehmend.

„Das habe ich — zweimal sogar, als die Tante sich so schlecht fühlte und das Fieber kam, allein Sie waren nicht zu Hause.“

Er besann sich: richtig, das mußte gewesen sein, als er ausgegangen war, um das nötige für die Bowle zu bestellen. Jetzt fiel ihm auch alles übrige ein: die Bowle, die Kameraden daheim, die auf ihn warteten, er sah es wieder alles deutlich vor sich, aber wie aus einer weiten, weiten Ferne. Er blickte auf die Uhr; wahrhaftig, es war bereits eine Stunde vergangen, seit er hier war. Dann lehnte er sich wieder in seinen Stuhl zurück und schaute nach dem jungen Mädchen. Sie hatte eine Häfelarbeit hervorgezogen, und ihre Finger bewegten sich eifrig, wenn auch geräuschlos. „Es wacht sich besser so,“ sagte sie lächelnd und ohne die Augen zu erheben.

Sie mußte seinen Blick gefühlt haben, dachte der junge Mann verwirrt und wandte sich ab. Doch ebensobald kehrte er unwillkürlich zurück, denn ihr blaßes Gesicht mit dem Koldengekräusel an Stirn und Schläfen bildete den einzigen lichten Punkt in dem düsteren Zimmer. Sie stand auf und ging hinaus.

„Habe ich sie beleidigt oder auf irgendeine Weise gekränkt?“ dachte er erschrocken. Unruhig blickte er wieder nach der Uhr und ging dann ans Fenster. „Ich werde schlaftrig,“ sagte er lächelnd vor sich hin, „und wenn sie nicht wiederkommt schlafe ich ganz ein.“

Doch sie kam, wenn auch erst nach geraumer Weile wieder, in den Händen trug sie ein zierliches Brett mit Kaffeegeschirr und einer dampfenden Kanne. Er wollte ihr behilflich sein und dabei berührten sich ihre Hände. Es war ihm wunderbar dabei zu Sinn: wie zart ihre

Hand war. Seit seiner Mutter Tod hatte er keine solche Frauenhand mehr berührt.

„Lassen Sie, bitte, Herr Doktor,“ sagte sie lächelnd, „ich bin hier das Hausmütterchen und muß für Sie sorgen.“ Gleich darauf errötete sie sehr lieblich und er sah zum ersten Male, daß sie eigentlich sehr hübsch war. Sie goß den Kaffee im Nebenzimmer ein und brachte ihm eine Tasse. „Ja, ich trinke auch,“ erwiderte sie auf seinen fragenden Blick, und er führte die dufende Schale mit großem Behagen an den Mund, nachdem sie ihm gegenüber Platz genommen.

„Und jetzt,“ sagte er, nachdem er seine Tasse geleert und sich nochmals über die Kranke gebeugt hatte, „muß ich Sie auf kurze Zeit verlassen. Ich möchte ein Mittel verschreiben, welches mir in ähnlichen Fällen schon treffliche Dienste geleistet hat.“

„Kann es Lisette nicht holen?“

„Nein, der Apotheker muß es unter meiner Anweisung bereiten. Sie haben unterdessen nichts zu tun, als bisweilen nach der Kranken zu sehen.“

Als er wiederkam, stand sie am Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt. Sie hatte ihr schwarzes Gewand gegen ein graues Morgenkleid vertauscht. Sie sah überaus lieblich in diesem Anzug aus, als sie so im Rahmen des Fensters stand.

„Es hat sich nichts im Zustande der Kranken geändert,“ sagte sie, ihm entgegnetend.

„Ich werde ihr jetzt von der Medizin geben und deren Erfolg abwarten. Ist er gut, wie ich es hoffe, dann kann ich beruhigt gehen,“ gab er ebenso leise zurück.

Dann rückten sie ihre Stühle wieder zusammen in den engen Bereich des Lichtkreises und saßen lange lauschend da. Die Uhr tickte und die Atemzüge der Kranken klangen vernehmlich durch das stille Zimmer. Manchmal murmelte sie noch vor sich hin, oder stöhnte leise.

„Sie beruhigt sich,“ sagte der junge Mann und Marie warf ihm einen frohen dankbaren Blick zu.

Es wurde wieder still. Nur dann und wann fiel ein leises Wort von den Lippen der beiden, er fragte, wo ihre Heimat sei, sie sagte, daß sie drüben in Amerika die Eltern beide verloren . . . er sagte, daß er auch einsam sei und allein auf der Welt; sie erwiderte nichts darauf, aber sie reichte ihm wie unwillkürlich ihre schmale, schlanke Hand.

Als sie beide wieder aufstanden, um nach der Kranken zu sehen, lag sie ruhig schlummernd da.

„Geben Sie das Mittel gegen Morgen noch einmal,“ sagte der junge Arzt, „und um zehn Uhr sehe ich wieder nach. Sie fürchten sich doch nicht allein?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie etwas brauchen, ist ja das Mädchen da,“ sagte er, rufen Sie nach ihr, sie ist ein gutes Ding, ich kenne sie seit Jahren.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Was hätte ich heute ohne Sie — horch! Was ist das?“

Sie legte den Finger an die Lippen und lauschte.

„Es läutet,“ sagte er. „Es ist Mitternacht und ein neues Jahr bricht an.“

Sie standen eine Weile regungslos und hörten auf das Summen und Tönen der Glocken draußen. Fröhliche Aufe und Zurufe von „Prosit Neujahr!“ und Antworten wurden von der Straße herauf hörbar.

Es ist wohl wahr: eigentlich liegt der Augenblick, wo unsere Weltkugel einen neuen ihrer Riesenkreise beginnt, lediglich in unserer Einbildung und man könnte ebensogut einen andern dafür wählen. Aber nach allgemeiner Uebereinkunft wurde dieser nun einmal so gewählt und Millionen Herzen sehen ihm alljährlich mit bangen Fragen entgegen. „Was birgt der Schleier der Zukunft? Was wird er dir bringen — wird er geben oder — nehmen?“

Schweigend stand der junge Mann. Als er draußen nach Hut und Pelz langte, hörte er hinter sich die Türe gehen. Ein blonder Mädchenkopf schaute zur Spalte heraus.

„Ein glückliches neues Jahr, Herr Doktor!“

Und es wurde das glücklichste Jahr seines Lebens.

Die türkische Frau.

Von Dr. M. Saadi Ben.

Die Worte Harem und türkisches Frauenleben pflegen noch immer in den meisten europäischen Köpfen recht abenteuerliche und unklare Vorstellungen über die sozialen Verhältnisse im nahen Osten hervorzurufen. Unwillkürlich schöpft die Phantasie immer wieder aus dem bunten Märchenschatz der schönen Scheherazade oder aus den Geschichten und Sagen, die die Kreuzfahrer aus dem heiligen Land in ihre Heimat mitbrachten. Bilder von unerhörter Lewigkeit setzen auf, die ganze Atmosphäre scheint erfüllt von Sinnelust und Schönheitsfreude, aber auch von animalischer Genußsucht und kulturwidriger Barbarei. Kurz gefaßt, lautet die europäische Anschauung über das Verhältnis der Geschlechter im Orient etwa so: Das Weib ist, als des Mannes Sklave, zu seinem Vergnügen da. Vertrauen zu ihrer Liebe kann er nicht haben, vielmehr müssen ihm seine Wachsamkeit und die Furcht, die er ihr einzuflohen weiß, ihre Treue erzwingen. Ihre Pflicht ist es, jeder Laune des Gebieters zu gehorchen. Dafür genießt sie bequemes arbeitsloses Wohlleben. Von seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib, von dem Recht der Frau auf eigene Entwicklung und eigenes Innenleben kann nicht die Rede sein. Oder aber man denkt an den Roman „Die Entsanderten“ von Pierre Loti, und die Europäerinnen, die ihn gelesen haben, werden von sentimentalem Mitleid erfaßt für die gequälten Wittchweibern, die im doppelten Sinne Gefangene sind. Barte, liebenswürdige Geschöpfe, mit tiefem Gemüt und reichem Geist begabt, gehen zugrunde, weil die rücksichtslose Eigenucht des Mannes, gefördert von alter ererbter Sitte und überlebten Rechtsbegriffen, achlos über sie hinwegschreitet.

Alle diese Anschauungen sind mehr oder weniger schief, und ich will es versuchen, ein Bild von der türkischen Frau zu entwerfen, das etwas besser mit den Tatsachen übereinstimmt.

Ich beuge mich meist der Ansicht, daß es im Orient kein Familienleben gibt, da der Koran die Polygamie gestattet. Zunächst will ich verraten, daß von meinen zahlreichen Freunden in meinem Vaterlande nicht ein einziger mehr als bloß eine Frau hat, und auch mir selbst erscheint diese Konzentration des häuslichen Lebens als höchste Form der Ehe. Doch auch das alte System der Polygamie entbehrt, so will mir scheinen, nicht der Berechtigung. Ich glaube, daß die illegitime Polygamie, die in Europa stillschweigend geduldet wird, keine idealere Lösung der Frage ist, zumal da ein großer Teil der türkischen Frauen, und es handelt sich dabei gewiß nicht um die minderwertigen, durchaus mit den alten Verhältnissen zufrieden ist. Jede Frau, die ihr Recht als Ehegattin mit anderen zu teilen hat, bewohnt als selbständige Hausherrin, mit ihren Kindern und Dienerinnen einen besonderen Teil des Harems. Die älteste der Ehefrauen löst gewöhnlich nur eine Art freundschaftlichen Protektorats aus; von ihrem Charakter hängt es ab, ob das häusliche Leben sich behaglich gestaltet oder nicht. Das Verhältnis der Kinder zu Vater und Mutter ist in der Regel ein sehr gutes. Die türkische Frau ist fast immer eine liebevolle, zärtliche Mutter, die mit ihren Kindern nicht nur spielt und sie gar verwöhnt, sondern ihre seelische und geistige Entwicklung sorgfältig überwacht. Sie ist schon durch die Verhältnisse darauf angewiesen, sich viel mit den Kindern zu beschäftigen, da Gesellschaften, Wohltätigkeitsvereine, Vergnügungen, kurz, das Leben in der Öffentlichkeit ihre Zeit nicht so in Anspruch nehmen, wie es bei den europäischen Damen der Fall ist. Mohammed hat gesagt: „Das Paradies ist zu den Füßen eurer Mütter“, und an diesen Worten kann man ersehen, wie hoch er den seelischen Einfluß der Frau einschätzte. Ein Kind, das in diesem Sinne erzogen ist, kann auch als Mann nur Ehrfurcht und Achtung für das Geschlecht seiner Mutter empfinden. Will man wissen, wie der Islam vom ethischen Standpunkt aus die Frage der Polygamie löst, so lese man das betreffende Kapitel im Koran nach. Es wird hier gesagt: „Du darfst mehr als eine Frau ehelichen, aber du mußt ebenso gerecht, ebenso gütig gegen die eine sein wie gegen die andere“. Je weiter aber die kulturelle Entwicklung der Rasse und die seelische Verfeinerung der einzelnen Persönlichkeiten fortschreitet, desto mehr drängt sich den edler organisierten Menschen die Erkenntnis auf, wie schwer, wie undurchführbar die Erfüllung dieses Korangebotes ist, und eben daher, ganz abgesehen von den moralischen Schwierigkeiten, kommt es, daß sich heute fast alle Muselmanen mit einer Frau begnügen.

Die Grundsatzungen des Islams sind klar, logisch und wohlbedacht, und wer sich ernsthaft mit dem Koran beschäftigt, wird staunen über die sublimsten Gedanken, die tiefe Lebensweisheit und die zartesten, menschlichen Empfindungen, die er darin findet. Eine aus einem gottläubigen und starken

Menschenherzen geborene und in die Welt hinausgetragene Religion ist ein organisches Gebilde.

Solange ihr innerster lebendiger Kern die Seelen durchdringt, wächst sie und entwickelt sie sich fort zum Segen der Menschheit. Unverstand, engherziges Denken, niedriger Sinn töten den heiligen Keim, lassen für den Inhalt die Form, für den Glauben das Dogma, das zur Geißel der Völker wird. Der Islam teilt darin die Erfahrungen des Christentums und des Judentums. Die Kalifen, die auf Mohammed folgten, waren zum Teil unwissende Despoten, die das Volk lehrten, den Koran nur dem Buchstaben und nicht dem Sinn nach zu befolgen. Hier liegt der Grund, warum die türkischen Frauen eine Zeitlang so niedrig in der Wertschätzung standen. Eine deutsche Dame sprach mir neulich das schwerwiegende Bedenken aus, daß das Leben der Orientalin nicht mit europäischen Begriffen in Einklang zu bringen sei, weil die Orientalin keine Stellung im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben einnimmt. Dierzu möchte ich ein Beispiel anführen, wie groß doch die Macht der herrschenden Sitte ist, und wie schwer es ist, diese Sitte nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu überwinden. Eine modern denkende Türkin, die vollständig mit ihrem vorurteilsfreien Mann übereinstimmt, beschließt, aus der strengen Zurückhaltung herauszutreten und mit ihrem Mann und dessen europäischen Freunden einen Ausflug zu Pferde zu unternehmen, doch in dem Augenblick, wo sie die fremden Herren erblickt, schießt ihr die helle Röte ins Gesicht, sie wird, ohne den schützenden Schleier, unsicher und verlegen, macht kehrt, gibt dem Pferd die Sporen und entflieht.

Uebrigens ist der türkischen Frau in jeder Beziehung Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes und zur praktischen, nützlichen Arbeit gegeben. Mohammed erzählt von gelehrten Frauen, die in den Moscheen sprachen und auf gemeinsamen Zusammentritten ihre Gedanken mit den Männern austauschten. Die Türkin hat große Sprachbegabung, nicht selten spricht sie fünf Sprachen und ist auch in der Literatur jeder einzelnen gut bewandert. Heutzutage steht ihr jedes Bildungswesen offen. Sie hat ihre türkische Frauenpresse, ihren Klub, sie kann auch einen selbständigen Beruf ergreifen. Sie kann Theologie, Jura, Medizin studieren, sie darf Krankenschwesterin oder Lehrerin werden; die einzige Stellung, die ihr unerschwingbar ist, ist außer der militärischen natürlich die des — Kalifen. Im übrigen empfehle ich denen, die meine kurze Ausführungen dazu anregen, sich eingehender mit der türkischen Frauenfrage zu beschäftigen, ein kleines Buch, das auch in einer Neclam-Ausgabe erschienen ist: „Harem. Bilder aus dem türkischen Frauenleben“, von Demetra Bakar. Es ist von einer in Konstantinopel geborenen Griechin verfaßt, die mit verschiedenen Türkinen eng befreundet war und die Verhältnisse mit liebevollem Verständnis beurteilt.

Ich habe hier versucht, in kurzen Zügen ein Bild von den häuslichen Verhältnissen meines Landes zu entwerfen, dessen Schicksal jetzt so innig mit dem des Deutschen Reiches verknüpft ist. Deutschland, das Land der fortschrittlichen Kultur, in dem sich die Persönlichkeit des einzelnen frei und reich entwickeln darf, ohne das Wohl des Ganzen zu stören, das Land, das seine Frauen so hoch achtet, wie es die schönsten Werke seiner Literatur bezeugen, soll wissen, daß in allen diesen Fragen sein Bundesgenosse auch sein Bestimmungsgenosse ist.



Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Engelhardt.

(5. Fortsetzung.)

7. Februar. Es ist spazig: Sobald die Leute merkten, daß ein paar Deutsche an Bord sind, kamen sie zum Vorschein: acht fanden sich noch, und bald hörte man zwei Drittel der Reisenden deutsch reden!

Ich saß bei Fr. L., einer Berlinerin, da trat ein dicker Russe, dem der Stuhl im Speisesaal zu eng ist (1), zu uns heran. Mein 1½-jähriger Junge schaukelte auf meinem Knie „Hoppe, hoppe, Reiter!“ „Mußt nicht nach Deutschland gehen, Junge, da brauchen sie dich sofort als Soldat!“ — „O, nein, so schlimm steht's mit uns noch nicht. Andere Länder mögen bald so weit sein!“ — „Ach ja freilich,“ kam es dann mit fettem Lachen, „in der deutschen Armee haben sie ja so viele junge Mädchen, die sich eingeschmuggelt haben!“ — Ich lachte: „Unmöglich bei unserer militärärztlichen Untersuchung! Aber bitte: reden wir

beide lieber nicht vom Krieg, wenn ich Ihnen antworten sollte, müßte ich scharf dagegen auftreten, daß Sie hier an Bord jedermann aufreden wollen, Deutschland habe den Russen den Krieg aufgezwungen! Gerade Sie können es besser wissen! — Dabei ist sein Urgroßvater Deutscher gewesen und vor 100 Jahren erst eingewandert! Besser heißt er und spricht tadellos deutsch. Ist er deshalb vor Ausbruch des Krieges in Berlin gewesen, weil Name und Sprache ihn unverdächtig machten, so daß er auch bis zum letzten Augenblick bleiben konnte, wie er renommierter. Und daß er Offizier der russischen Armee ist, sagt er jedem, der es noch anhören mag; daß er nach Amerika gesandt wurde, um Reservisten zu holen. Steht es so flau? Jedenfalls war er als Zielscheibe zu umfangreich für den Feldzug! Nachts fuhren wir durch Treibeis mit Nebel und Sirenentönen.

8. Februar. Das Meer ist still wie der Ammersee! Ich sitze mit meinem Jungen im Deckstuhl, neben mir drei Schweden. Mr. F., der jüngst Deutschland so verteidigte, sieht aber als ein brutaler, ungehobelter Mensch entpuppte, geht vorbei und schreit den Schweden zu: „Ihr Schweden seid doch das größte Lumpenvolk auf Erden.“ — Das sollte wohl ein „derb-lordialer M“ sein. Ich lächelte und sagte, da er mich gerade anreden wollte: „Seien Sie froh, daß Sie auf einem neutralen Schiffe sind!“ — „Warum?“ — „Sie können sich doch selber sagen, daß die Schweden Sie sonst verhaßen hätten!“ — Er lächelte verlegen und ging. Freilich, er hat erst vor kurzem seinen Beruf als Preisbojer nach gutem Geschäfte ausgegeben!

Der eine Schwede springt auf, packt mich beim Arm und bedankt sich. Er sei so „baff“ gewesen, daß ihm die Antwort im Halse stecken blieb. Er jubelt mir von Deutschland und seiner Begeisterung für mein Vaterland; dann holt er mehrere andere Schweden herbei, die alle deutsch sprachen und deutschfreundlich sind! Klare Köpfe!

Der Funkenoffizier sagt mir, Deutschland habe ab 18. Februar eine Blockade der englischen und französischen Küste angekündigt! Hurra!

12. Februar. Ein Dreimaster zieht majestätisch durch den sonnenfrohen Frühlingstag. — „Frederick VIII.“, ein Schiff unserer Gesellschaft, meldet drahtlos, es werde uns nachmittags passieren. Die Engländer haben es auf seiner Ausfahrt (nach New-York!) kurz angehalten! So werden wir wohl nicht ungehindert durchkommen! — Der norwegische Dampfer „Christiansfjord“ zieht, in Lichtern glänzend, abends vorbei, von Bergen kommend. Er wurde nicht angehalten!

Man liest. —

Einige Leute werden unruhig. Sie fürchten, heruntergenommen zu werden. Es verbirgt sich unter manchem Mitreisenden etwas anderes, als er sich ausgibt und scheinen möchte! Soviel ist sicher! Ein glattrasierter Herr, der für einen Engländer gehalten wird, hat heute den Wiener, er möge im Falle er Schwierigkeiten haben sollte, erklären, ihn von Franzisko her schon zu kennen. Der lehnte es aber ab.

Einem anderen, der mich um Zeugnis bat, mußte ich sagen, daß ich ihm unter den vorliegenden Umständen von wenig Wert sein dürfte, zumal ich ihn eben in der Tat nie in Honolulu sah.

Die Russen haben immer mehr das große Wort, je näher wir dem Lande der Verbündeten kommen, das uns heute abend einen kalten Wind herübersendet.

13. Februar. Man glaubt es bald nicht mehr, daß es noch Winter ist, so still ist die See. Programmäßig sollten wir hier schwere Stürme haben. Doch ist außer einer herrlichen Dünung das Meer ruhig und leuchtet tief-sahlblau im klaren Sonnentag.

14. Februar. Ich wurde beunruhigt in meinem seligen, tiefen, alle Welt vergessenden Schlaf: Als meine Frau energisch nachhals, erwachte ich ganz und erkannte, was mich gestört hatte: Die Maschine war abgestellt — wir fuhren nur langsam aus. Ich blickte aus dem Fenster: Zwei weiße Lichter hoch in der Luft, ein rotes tief auf dem Wasser; ganz nah: ein Engländer! Am Horizont leuchtete

ein Scheinwerfer auf, huschte geisterhaft, tastend, über den ganzen Kreis und erlosch.

Schnell in die Kleider. —

Am Deck fand ich bereits ein paar Damen, die nur, sehr dürrig bekleidet, in der Kälte zitterten; sie dachten, wir seien auf eine Mine gelaufen, und wollten sich retten. Ich beruhigte und riet dringendst sich warm anzuziehen!

Man hörte des Engländers Ueberdampf verzischen; ein Motor knatterte durch die Stille, ein Kran knarrte. Dann Ruhe — und warten. —

Ein Lichtfünkchen taucht auf — versinkt in der ruhigen, breiten Dünung — da ist es wieder. Man hört Ruder klatschen — man sieht sie. Ein Amerikaner verspricht, der englischen Navy zu Weihnachten ein Motorboot zu schenken, damit neutrale Schiffe nicht solange warten müssen. — Ich stellte das anscheinend benötigte Gasolin in Aussicht.

Was da an Bord kletterte, waren schlimme Kerle! Das war's ja, was mich interessierte, — nicht, ob ich Kriegsgefangen würde oder nicht, das war an sich Nebensache, — sondern, was für Leute die Engländer hither sandten! Ich bemühte mich, gerecht zu sein, aber auf all den deutschen Kriegsschiffen ist kein so roh und räubermäßig aussehender „Kaudi“ zu finden, als wie sie da heraufstiegen. Ausrüstung schlecht. Alte, vertragene Uniformen, schmutziges, aus der Kumpelkammer stammendes Bandelier aus Gurtstoff; jeder die — schmutzige — Schwimmweste über dem Mantel. Ich war so herzlos, die Leute nicht zu bedauern, als sie beständig 2 bis 3 Meter auf- und abgesehen wurden.

Die 10 bis 12 Mann unter Gewehr besetzten Treppen und Brücke.

Ganz langsam und lautlos schob sich das Schiff näher; es war ein sehr großer Ozeandampfer mit vier Masten und zwei Schornsteinen. Die drei weiß gestrichenen Promenadendecks leuchteten herüber, alle mit Segeltuch abgeblendet.

Von der Kommandobrücke wurde beständig mit Lichtsignalen herübergesunkt. Im Schein der Blitze konnten wir auf dem Vorderdeck vier Geschütze mit Panzerentdecken, etwa 10 bis 15 Zentimeter Bestückung.

Als der Hilfskreuzer etwa 40 bis 50 Meter entfernt und langsam passierte, wurde etwas von der Brücke herübergerufen, buchstabiert; ich verstand: l-i-f-l-i-t-r-i-... Das war natürlich Code.

Der englische Offizier hatte, als unser erster Offizier ihn zur Brücke geleitete, gesagt: „Ich denke, es wird nicht lange dauern.“ — Kaum war der große Kahn an uns vorbei und quer vor unserem Bug vorbeigefahren, da sprang ein Matrose die Treppe herunter, stieg ins Boot — von unserer Brücke rief jemand: Good night! — und das Boot stieß ab. Ich sagte zu meiner Schwester, die neben mir an der Reeling stand: „Also nach Kirkwall.“

„Das Boot? Die haben aber Leute dagelassen!“

„Ja, ja,“ lachte ich, „die sollen eben uns nach Kirkwall bringen!“

Wir gingen zu Bett.

Der Junge schlief fest, meine Frau wartete auf die Neuigkeiten. Sie war tapfer wie bisher und ließ sich auch nicht durch den Gedanken an die Möglichkeit, in Kirkwall Strohwitwe zu werden, irgendwie beunruhigen. Das wäre eben mein „Kriegsdienst“ fürs Vaterland.

Ich drehte mich gegen die Wand, zu schlafen. Da fiel mir ein: „Wo sind die 100 Zigaretten.“ — „Im großen Koffer, — drunten im Laderaum!“ — Also für einen englischen Urlaub nicht zu haben! — Schade! —

Als ich eben hinüberdämmerte, begann ein englischer Posten, der gerade über meinem Bette auf dem Promenadendeck stand, seine Füße zu wärmen; er stampfte mit den Füßen, wie ein erstklassiger Schuhplattler. Meine „Segenswünsche“ begleiteten ihn.

Ich schlummerte wieder ein — da weckte mich ein mit hingebender Strammheit ausgeführter Parademarsch über meinem Haupte. Endlich gelang es dann doch. In meinem Traume lachte ich nur: viele Deutsche hatten beim

Erscheinen des Engländers die deutsche Junge verloren! Diese Komik erheiterte den, leider so kurzen Schlummer.

Der Morgen beleuchtete die Felseninseln der Shetland- und nördlichsten Orkney-Inseln. Es war ein wundervolles Bild — — trotzdem es England war.

Der englische Offizier sah an Deck und interessierte sich sehr für meinen Jungen. Mochte wohl auch einen daheim haben. — — Er braucht nicht mit ihm zu spielen — — der Junge lief ihm auch davon.

Es lächelt — oder ekelt? — mich, daß man auf einmal kein deutsch mehr hört. „Man“ spricht englisch — mit unverkennbarem deutschen Akzent! Ich werde „ge- warnt“, — wohlmeinend natürlich! — auch mit Frau und Jungen nur englisch zu reden, da bin ich aber grob geworden! Warum soll der Offizier nicht hören, daß ich deutsch bin. An meinem Er. Ich und an den Papieren merkt er es doch!

(Fortsetzung folgt.)



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Ein chinesisches Liebesabengedicht bei Goethe.

Bei Goethe (Cotta 1857, Bd. 33, S. 347) finde ich folgen- des lebenswürdige Gedicht; das die Palastdame Kae-Yuen zur Verfasserin hat:

Aufrubr an der Grenze zu bestrafen
Rechtst wader, aber nachts zu schlafen
hindert dich die strenge Kälte heilig.
Dieses Kriegerleid, ich näht es fleißig.
Wenn ich schon nicht weiß, wer's tragen sollte;
Doppelt hab ich es wankert und sorglich wollte
meine Nadel auch die Stiche mehren.
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Wäg ein Zustand droben uns verbinden.

Anschließend erzählt Goethe diese Uebersetzung:

Das Gedicht gelangte mit einer im Varem verfertigten Liebesabengedung an die Front; dort wurde es entdeckt, er- regte Aufsehen und die Kunde gelangte bis an die Ohren des Kaisers Juen-ksung, der eine strenge Untersuchung anordnete, um die schuldige Verfasserin zu entdecken. Kae-Yuen meldete sich mit den Worten: „Ich bin's und habe zehntausend Tode verdient.“ Aber der Kaiser war anädig und vermählte sie mit dem Empfänger der Gabe. Auf seine freundlichen Worte: „Daben uns denn doch hier zusammen gefunden“, erwiderte sie höflich:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig
zum Wohl der Seinen Künftiges gegenwärtig.

Das aktuelle Novellentema des vorigen Winters wurde also in diesem eigenartigen Reiche, „in dem sich trotz aller Be- schränkung noch leben und lieben läßt“ schon längst vorver- genommen.

So 'ne Frage!

Alljährlich, im Herbst und Frühjahr, stellt sich auf dem Lande im Hause meiner Verwandten eine Weihnäherin ein, die, wie schon ihr Beinamen, der Draconer, besagt, durchaus nicht den schwindlichtigen, bleichen und hohlhängigen Näre- rinnen aus empfindsamen oder traurig wahren Geschichten gleich. Diese gute Person, die außerdem, kein Mensch weiß wie und warum, auf den romantischen Namen Selene getauft ist, steigt vielmehr als ein wahres Urbild ländlicher Kraft und Gesundheit durchs Leben, und da sie für drei arbeitet und immer guter Laune ist, hat sie sich auch von dem harten Schicksal nicht unterkriegen lassen, daß sie, sie ganz allein, fünf Kinder, drei Söhne und zwei Mädchen, großzufüttern gehabt hat. Die beiden Töchter, vielbereite Schönheiten, sind nach mancherlei Schicksalen beide im Hafen der Ehe gelandet, und die Söhne, schmucke, feste Burschen, waren vorm Kriege, wie es die Mutter nannte, in nahen großen Städten „Schöfför“ ge- wesen. Die lustige Mutter dieser schönen und tüchtigen Nach- kommenchaft erschien also neulich wieder im Hause, um viel weißes Leinwand zu Hemden und Bettüchern und andern nützlichen Sachen zu verarbeiten. Wir beide, Selene und ich, hatten uns lange nicht gesehen, und wir stürzten uns gleich in ein gründliches Gespräch, das beim Wetter begann und schnell beim Kriege ankam. Oder eigentlich bei Paris und Frankreich, von dem ich ihr „was“ erzählen sollte. Ich ahnte einen Zu- sammenhang und fragte freundlich und teilnehmend: „Sind

Ihre Söhne auch im Felde?“ Sie reckte sich auf, machte ein zorniges Gesicht und schlug sich, daß es nur so klatschte, vor die mächtige Brust und sagte wütend und laut genug: „Na, so 'ne Frage ist denn aber doch noch nicht dagewesen! So 'ne Fragel Ich bitte Sie doch, sehe ich etwa aus, als wenn ich Untaugliche zu Söhnen hätte?“ „Nein, so sehen Sie allerdings nicht aus“, sagte ich ganz geknickt. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich sie, die immer weiter schalt, besänftigt hatte, und als wir end- lich unsern Frieden machten, sagte sie mit zäherndem Lächeln und einer Stimme, die wie abziehendes Gewitter klang: „Na ja, so 'ne Frage kann einen doch auch ärgern, wo schon alle drei das Eiserne Kreuz haben.“ (Tägliche Rundschau.)



Luftige Ecke.

„Müller,“ begann der kühnliche Chef am Tage vor Weih- nachten, „Sie sind nun zwanzig Jahre bei mir tätig und jetzt zu Weihnachten will ich mich erkenntlich dafür zeigen. Hier ist ein Bild von mir als Weihnachtsgelehen.“ — „Danke sehr, Herr,“ sagte Müller, indem er die Gabe in Empfang nahm, „es sieht Ihnen ähnlich, Herr.“

Herr Maier war zu einem Weihnachtsessen eingeladen worden, und man hatte ihn wissen lassen, man erwarte von ihm, daß er das Vorschneiden besorge. Er kaufte sich daher ein Kochbuch und einen Puter und machte sich mit dem Vogel vertraut. Dann zahlte er für ein paar Unterrichtsstunden, die er bei dem Koch der Speisewirtschaft nahm, wo er zu essen pflegte, und fühlte, daß er nun den kommenden Dingen be- ruhigt entgegensehen konnte. An dem Festtage erwartete er das Erscheinen des Puters mit lächelndem Vertrauen. Die Tür öffnete sich, und das Mädchen erschien, eine gewaltige Schüssel tragend, auf der ein Spanferkel lag.

Ein Herr, der ein begeisterter Geflügelzüchter war, gab viel Geld für seine wertvollen Hühner aus, ohne daß sie sich bezahlt machten. Er hatte mehrere Hennen, die beste Leger sein sollten, aber Morgen für Morgen kam er mit leeren Hän- den aus dem Hühnerstall zurück. Gegen Dezember hatte er jede Hoffnung aufgegeben und war daher angenehm über- rascht, als er am Weihnachtsmorgen in dem einen Neste vier Eier fand. Schnell raste er sie zusammen und malte sich aus, wie er damit triumphierend vor seine skeptische Frau treten wollte. Erst als er die Stalltür erreichte und die helle Mor- gensonne auf die Eier schien, entdeckte er, daß jedes Ei in hübscher Schrift die Worte trug: „Ein fröhliches Weihnachts- fest wünscht die alte Henne.“

Es war Willi verboten worden, seine neuen Schlittschuhe am ersten Weihnachtstage zu versuchen, da seine Eltern das Eis nicht für sicher hielten. Infolgedessen sah es schlimm für ihn aus, als er von Wasser triefend auf der Schwelle erschien. „Schlag mich nicht Rama,“ sagte der Schlingel, „denn ich hab' eben drei Männer und zwei Frauen vom Ertrinken gerettet. — „Wie denn das?“ fragte seine Mutter. — „Ach,“ erklärte Willi, „sie wollten just auf den gleichen Welber gehen, wo ich eingebrochen bin.“

„O, Meister Fipperl,“ rief sie geüßvoll aus, als sie dem großen Künstler begegnete, „haben Sie auch zuweilen das schreckliche Gefühl eines geheimnisvollen Druckes, als wenn das Leben eine Bürde wäre, zu schwer, länger ertragen zu werden von dem gefesselten Geiste, der sich nach Freiheit sehnt?“ — Der große Mann dachte nach. — „Ja, da Sie da- von sprechen,“ sagte er, „ich habe tatsächlich dieses Gefühl zur Weihnachtszeit, aber ich habe es immer auf das allzu reichliche Essen geschoben.“

In Missouri, wo mehr Maultiere und Rinder gezogen werden, als auf irgend einem anderen Erdensied, starb ein Bürger, der siebzehn Maulesel und drei Söhne besaß. In einem Testament verfügte er über seine Maulesel wie folgt: Die Hälfte dem ältesten Sohne, ein Drittel dem zweiten und ein Neuntel dem jüngsten. Der Testamentsvollstrecker, der die Teilung vornehmen wollte, trieb die Maulesel auf der Farm zusammen; als er abe- daranging, die Teilung der siebzehn in Halbe, Drittel und Neuntel zu beginnen, bemerkte er, daß sich dies mit lebenden Mauleseln nicht ausführen ließ. Da Maultiere keinen großen Wert haben, schirrte er einen von seinen eigenen ab, stellte ihn zu den übrigen siebzehn, wodurch es achtzehn wurden, und teilte diese dann folgendermaßen: die Hälfte oder neun, dem ältesten, ein Drittel oder sechs dem nächsten Sohne und ein Neuntel oder zwei dem jüngsten. Neun, sechs und zwei zusammenzählend fand er, daß es siebzehn machte, worauf er seinen eigenen Maulesel wieder einspannte und vergnügt nach Hause fuhr.